



Sprengelbericht auf der 11. Tagung der Landessynode, 24.-26.9.2015:
Zukunft der Ortsgemeinde, Sprengel Schleswig und Holstein¹

Verehrte Synodale,

365 Kirchengemeinden in acht Kirchenkreisen und die Nordschleswigsche Gemeinde, 1.065.855 Gemeindeglieder, knapp 600 Pastorinnen und Pastoren, und ungezählte haupt-, eben- und ehrenamtliche Mitarbeitende bilden einen wesentlichen Teil des Sprengels Schleswig und Holstein. Ortsgemeinden, die je nach Lage, Größe und theologischer Ausrichtung ganz unterschiedlich strukturiert sind. Einige Beispiele, holzschnittartig skizziert:

Da haben wir die Innenstadtgemeinden unserer größeren Städte z.B. St. Nikolai in Kiel oder St. Nikolai in Flensburg. Kirchengemeinden mit einer hohen kulturellen Ausrichtung, weniger Wohngemeinden, mehr Profildgemeinden, zugleich offen für jeden und jede, die auf dem Weg durch die Innenstadt einen Ort der Stille und Besinnung suchen. Aber eben doch mitten im „Ort“, also Ortsgemeinden par excellence.

Wir haben die großen Ortsgemeinden in den Kleinstädten, z.B. Bad Oldesloe, Heide, Schleswig oder Bad Segeberg. Letztere bestehend aus mehr als 13.000 Gemeindegliedern, über 100 Mitarbeitenden, zwei Kirchen, einem Gemeindezentrum, fünf Kitas und sechs Pastorinnen bzw. Pastoren.

Es gibt Kirchengemeinden in sozialen Brennpunkten wie Kiel-Gaarden oder Kiel-Mettenhof, bei letzterer noch mit der Besonderheit, dass sich die katholische St. Birgitta-Gemeinde und die evangelische Thomas-Gemeinde die Kirche und das Gemeindezentrum in ökumenischer Verbundenheit teilen.

Wir haben die Ortsgemeinden in den Kleinstädten wie Rendsburg oder der Region Rendsburg-Büdelndorf, in denen mehrere Kirchengemeinden mit- und nebeneinander existieren und für einzelne Projekte Langzeitkooperationen eingehen.

Es gibt die Stadtteil-, Kleinstadt- und Dorfgemeinden mitten in Schleswig-Holstein, wie z.B. in Neumünster, Elmshorn, Jevenstedt oder Todesfelde, Großsolt-Kleinsolt, Emmelsbüll-Neugalmsbüll oder Eddelak, die vermutlich das abbilden, was wir in Schleswig-Holstein klas-

¹ Die Zahlen sind dem Blatt „Zahlen-Daten-Fakten“ des Landeskirchenamtes entnommen, das auf der 11. Tagung der Landessynode vorgelegt wird.

sischerweise als volkshkirchliche Ortsgemeinde vor Augen haben: die Kirche mitten in der Stadt, im Stadtteil oder im Dorf, das Pastorat erleuchtet, Chor, Pfadfindergruppe, Seniorenkreis, Konfirmandenarbeit und vieles Andere mehr, eben das „ganze Programm“. Unter ihnen gibt es die „Einzelkämpfer“ und ebenso Kooperationen in Regionen.

Und dann gibt es die Dorfgemeinden und Kleinstadtgemeinden, die Teile des Jahres „unter sich“ sind, aber im Sommer oder besser in den Urlaubszeiten zu Großgemeinden auf Zeit werden, da sie durch eine Vielzahl Touristinnen und Touristen bereichert und gefordert sind. Sie stellen mit großem Engagement und in Kooperation mit anderen kirchlichen und kommunalen Stellen ein vielfältiges Spezialangebot auf die Beine. Ich denke hier an unsere Inselgemeinden auf Fehmarn, Helgoland, Föhr oder Sylt, aber natürlich auch an Laboe, Schobüll, Grömitz oder Heiligenhafen.

Verehrte Synodale, das, und noch viel mehr, findet sich bei uns im Sprengel Schleswig und Holstein, unter der Bezeichnung „Ortsgemeinde“.

Das ist wunderbar. Es hört sich nicht nur gut an, sondern ist es auch. Aber auch bei uns im Sprengel, in dem immerhin 54,45% der Wohnbevölkerung Mitglieder der Landeskirche sind, kann man im Hinblick auf die Ortsgemeinden eine „bedrohte Artenvielfalt“ bemerken.

„Es geht nicht mit den Kirchengemeinden! Es geht aber auch schon gar nicht ohne sie! Deswegen muss man sie lieben!“² So, verehrte Synodale, hat der Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Gerhard Wegner, die verwickelte Lage im Hinblick auf unser Thema auf den Punkt gebracht. Dieses Spannungsverhältnis gilt auch für unsere Ortsgemeinden.

„Es geht nicht mit den Kirchengemeinden!“ – oder vielleicht präziser: „Es geht nicht einfach so weiter mit den Kirchengemeinden, denn die Rahmenbedingungen für kirchliches Handeln haben sich verändert. Das war natürlich schon immer so, und das, was wir in unserer Kindheit und Jugend als „Kirchengemeinde“, als „Ortsgemeinde“ kennengelernt haben, war selbst ein Produkt einer längeren historischen Entwicklung. Dass sich die finanziellen Rahmenbedingungen verändern und Einsparungen notwendig machen, wird spätestens seit der von der Studien- und Planungskommission der EKD im Jahr 1986 veröffentlichten Studie „Strukturbedingungen der Kirche auf längere Sicht“ fast schon kehrversartig wiederholt. Dass manches davon sich bewahrheitet hat, haben wir im Rahmen unserer Synodaltagungen erleben und durchstehen müssen. Mittlerweile sind eine Reihe von Herausforderungen hinzugetreten. Besonders sind es wohl die demographischen Entwicklungen, die sich in unserer Lan-

² G. Wegner, Kirchengemeinde reloaded. Kirchengemeinden zwischen Idealisierung und Verachtung (in: Ders., Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Ende des liberalen Paradigmas?, 2014, 101–122), 107.

deskirche gewiss ganz unterschiedlich auswirken werden. In unserem Sprengel merken wir in den ländlichen Gegenden längst, dass viele Jüngere andernorts ihre Zukunft suchen und im Gemeinwesen fehlen.

Es ist kein Zufall, dass das „Erste Kirchengemeindebarometer“³ des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD aus diesem Jahr ein deutliches Stadt-Land-Gefälle in der Einschätzung der Zukunftsperspektiven kirchengemeindlicher Arbeit zum Ausdruck bringt. In ländlichen Regionen rücken für die befragten Kirchengemeinderäte die demographisch begründeten Sorgen stärker ins Zentrum, hingegen wird in städtisch geprägten Kontexten die Zukunft der Arbeit positiver eingeschätzt. Das Phänomen Ortsgemeinde ist folglich differenziert wahrzunehmen.

Kurzum: „Es geht nicht einfach weiter so mit den Kirchengemeinden“, auch nicht in unserem Sprengel. Weil wir künftig nicht mehr die Ressourcen haben, um genau so wie bisher kirchliches Leben zu gestalten; weil manche Gemeinden schlicht zu klein sind, um zumindest gemessen an den gegenwärtigen Schlüsseln mit einem sinnvollen Anteil im pastoralen Dienst ausgestattet zu werden. Und weil es unverantwortlich wäre, wenn jeder planlos vor sich hin arbeiten würde und dabei Arbeitsbereiche, die vielleicht in Regionen gut aufgehoben wären, auf der Strecke blieben – und mit ihnen die haupt-, neben- und ehrenamtlich Mitarbeitenden, die unsere Kirche reich machen. So gilt es wahrzunehmen, dass oft auch aus dem Gefühl des Konkurrenzdruckes erwachsend, Kirchengemeinden am liebsten alle Arbeitsfelder kirchlicher Arbeit abdecken wollen und sich damit schwertun, etwas der Nachbarkirchengemeinde zu überlassen. Diese Anstrengungen binden viel Energie, die dringend für anderes gebraucht würde.

„Es geht aber auch schon gar nicht ohne sie!“ – wie sähe unsere Kirche aus, wenn sie nicht vor Ort bei den Menschen wäre, nah am Lebensraum, in gutem Kontakt? Wenn sie sich auf einzelne, zwar herausgeputzte, aber nur für passionierte Autofahrerinnen und Autofahrer erreichbare Dienstleistungszentren konzentrierte, als die man die „Leuchttower“ in der EKD-Studie „Kirche der Freiheit“ zumindest missverstehen konnte! In einem Austausch mit den Pröpstinnen und Pröpsten im Sprengel Schleswig und Holstein wurde mir deutlich, dass vor allem ein Aspekt der Ortsgemeinden zu Recht viel Aufmerksamkeit erhält, und zwar: Die Kirchengemeinde als Teil des Gemeinwesens.

Christengemeinde und Bürgergemeinde stehen in enger Beziehung zueinander. In jedem Fall sind die engagierten Christenmenschen ja zugleich Mitglieder der Bürgergemeinde. Viele sind vielfältig engagiert in Sportvereinen, in der Kommunalpolitik und in kulturellen Einrich-

³ Vgl. H. Rebensdorf, P.-A. Ahrens, G. Wegner, „Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer“, Leipzig 2015.

tungen. Diese Verwobenheit gilt es wertzuschätzen und zu stärken. Und es gilt, miteinander querzudenken, Neues zu wagen.

„Ihr seid das Salz der Erde!“ – draußen, vor unseren Kirchentüren, bewährt sich der Glaube im Alltag. Und dort entstehen fruchtbare Begegnungen, in denen das Evangelium, das wir zu verkündigen haben, Raum bekommt. Das sind, um zwei Beispiele zu nennen, die Angebote für Touristinnen und Touristen, die unsere Kirchengemeinden im Sprengel zwischen den Meeren nicht nur in Zusammenarbeit mit den zusätzlichen Helferinnen und Helfern der „Kirche am Urlaubsort“, sondern eben auch in Zusammenarbeit mit den Kommunen anbieten. Oder, ein zweites Beispiel: das ist gerade vor wenigen Wochen ein *Metal*-Gottesdienst in Wacken in der Kirche (Sie wissen schon: der kleine Ort nahe Itzehoe mit weniger als 2000 Einwohnerinnen und Einwohnern, den einmal im Jahr für vier Tage 75.000 Uhr *Metal*-Fans zum Beben bringen) und kirchliche Trauungen auf dem Festival-Gelände von Menschen, von denen man selbst eine „Restkirchlichkeit“ oft kaum erwarten würde. Hier bewältigen Kommune und Kirchengemeinde jedes Jahr gemeinsam mit viel Engagement, Humor und Toleranz eine ganz außergewöhnliche Herausforderung.

Verehrte Synodale, innerhalb der Begegnungen im Gemeinwesen kommt es zu Lernerfahrungen, die unschätzbaren Wert haben. Entscheidende Herausforderungen teilen Christen- und Bürgergemeinde in unserem Sprengel: von der Zukunft ländlicher Räume angefangen bis hin zur Herausforderung, Menschen in sozialen Notlagen die Unterstützung zukommen zu lassen, die Not tut. Es gibt neben der unübersehbar bedrängenden Situation der Flüchtlinge auch die „Armut auf dem Land“⁴. Und man muss wirklich nah dran sein, um wahrzunehmen, wo Menschen in unserer Gesellschaft „auf der Strecke bleiben“. Die Frage, wie diakonisches Handeln, das zumeist auf regionaler Ebene oder auf Kirchenkreisebene zusammengeführt wurde, hier mit der Kirchengemeinde und politischen Gemeinde vernetzt werden kann, stellt sich dringlich. Sehr viele Kirchengemeinden sind in der Flüchtlingsarbeit engagiert, oft in breiten Netzwerken mit Vereinen oder Verbänden vor Ort. Sie tragen durch ein überwältigendes ehren- und hauptamtliches Engagement zu einer großen Willkommenskultur in unserem Land bei. Auch das ist ein Ausdruck dafür, dass Kirchengemeinden eine diakonische Aufgabe neu entdecken.

Auch mit Blick auf die zunehmend drängende Frage, wie künftig unsere kirchlichen Friedhöfe kostendeckend betrieben werden können, sind neben strukturellen Anpassungen vor allem gemeinsame Bemühungen innerhalb des jeweiligen Gemeinwesens zielführend. Und es ist

⁴ Vgl. etwa M. Winkler, Nähe, die beschämt. Armut auf dem Land. Eine qualitative Studie des sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, SI konkret 1, 2010.

ja auch eine gemeinsame Frage, wie ein Dorf oder eine Kleinstadt den Friedhof zum Teil ihres Lebens macht, als Ort auch der alltäglichen Begegnung, an dem auch Wirklichkeit werden kann, was Paulus schreibt: „Tröstet einander ...“

Dieser Aspekt der Ortsgemeinde, vor Ort, nah bei den Menschen, Teil des Gemeinwesens, birgt Potentiale. Und er birgt sie besonders dort, wo mit Augenmaß auch Leuchtfener entstehen. Wo wirklich ausgegangen wird von Stärken und gemeinsamen Aufgaben, und dann überlegt wird, wo eine besondere kirchenmusikalische Ausstrahlung besteht, wo besondere Bildungsangebote existieren, oder wo besonderes diakonisches oder ökumenisches Engagement gelingt, mit der sich auch Nachbargemeinden identifizieren könnten. Es gilt, Synergien zu nutzen. Aber nicht über einen Kamm geschoren, überall dasselbe anzuordnen, sondern genau hinzusehen, was wo dran ist, auch welche Personen miteinander arbeiten können und welche nicht oder wie sie in der Zusammenarbeit begleitet werden können (denn auch wenn wir das ungern zugeben: es ist doch ein wichtiger Faktor bei allen Fusionen, regionalen Zusammenschlüssen oder Kooperationen: gehen die Menschen wertschätzend miteinander um oder können sie einander nicht leiden...). Das bedeutet viel Arbeit und erfordert bei den zuständigen Leitungsgremien und -personen eine hohe Sensibilität für die ihnen anvertrauten Menschen und einen enormen Zeitaufwand. Aber ich bin davon überzeugt, dass es anders nicht gehen kann.

„Man muss sie lieben!“ – Gelegentlich, liebe Synodale, tut unserer Kirche eine Liebeserklärung gut. Eine Bekräftigung der Verbundenheit und der eigenen Bereitschaft, kreativ, liebevoll, aufmerksam und streitbar an ihr und in ihr weiterzuarbeiten. Sie tut auch uns gut, die wir auch Teil dieser Ortsgemeinden sind. Und diese Liebeserklärung tut vor allem dann gut, wenn sie die verschiedenen Ebenen von Kirche nicht gegeneinander ausspielt. Die Ortsgemeinde hat Zukunft und sie ist wesentlicher Teil der Zukunft unserer gesamten Kirche: Man muss sich das ja noch einmal vor Augen halten: wo immer man in unserer Kirche wohnt, von Usedom bis hin an die dänische Grenze und nach Helgoland: Man kann in Erfahrung bringen, zu welcher Ortsgemeinde man gehört. Wer die Vielfalt der Gaben in den Gemeinden wahrnimmt, wird sich gelegentlich auch fragen müssen, ob die fortwährende Selbstproblematik des Phänomens der Ortsgemeinde nicht auch ein Ausdruck einer wenig zielführenden „Nabelschau“ ist.

Immer wieder werde ich zu großen Kirchweihjubiläen eingeladen, z.B. „900 Jahre Kirchen auf Eiderstedt“. Dann frage ich mich, wie frühere Generationen die Zukunft ihrer Gemeinde gesehen haben, z.B. vor 100 Jahren während des 1. Weltkrieges oder danach, oder wäh-

rend des wachsenden Nationalismus im 19. Jahrhundert oder vor 500 Jahren, am Vorabend der Reformation.

Wäre unsere Energie nicht besser angelegt, wenn wir die Wahrnehmung der Stärken gerade dieser – vielleicht nur viel zu selbstverständlichen – Organisationsform Ortsgemeinde in den Mittelpunkt rückten und uns – Protestanten muss man ja gelegentlich gerade dazu auffällig eindringlich ermutigen – daran erfreuten? Vielleicht sollte uns mehr zu denken geben, ich zitiere noch einmal das Kirchengemeindebarometer, dass eine „Distanz zu den anderen kirchlichen Ebenen“ festzustellen ist, die „sich weniger in einer schlechten Beurteilung des Verhältnisses ausdrückt als darin, dass die Kirchenältesten meinen, das Verhältnis überhaupt nicht beurteilen zu können“ (S.12). Vielleicht haben wir innerkirchlich angesichts der vielfältigen Kommunikation zwischen Kirche und Gesellschaft in den Ortsgemeinden gerade an dieser Stelle, der Kommunikation und Wahrnehmung, noch Nachholbedarf.

Als Sprengel, der geprägt ist von der Macht der Meere, wissen wir, dass es Leuchtfener zur Orientierung braucht, an denen Menschen auch aus weiter Ferne zusammenfinden. Aber wir wissen auch, dass zu viele Leuchtfener zu Irrlichtern werden können. Und vor allem wissen wir, was es heißt, vom Meer kommend auf eine bewohnte Küstenlandschaft zu blicken, mit Lichtern in den Fenstern und offenen Türen für alle, die durchreisen oder sich aus der Ferne an dem Anblick erfreuen möchten und mit offenen Augen, Ohren und Herzen für jene, die einen weiten Weg hinter sich haben und eine Heimat suchen.

Verehrte Synodale, die Liebe sieht, was möglich ist und ist bereit mitzugestalten. Und sie wird inspiriert von dem, der allein Ursprung und Zukunft unserer Kirche ist. Darauf traue ich, für unsere Ortsgemeinden im Sprengel Schleswig und Holstein und für unsere ganze Kirche.

September 2015,

Bischof Gothart Magaard, Schleswig